

HERMANN BAUSINGER

Die schönste Nebensache ... Etappen der Sportbegeisterung

Die Straßen sind leer.
Man könnte jetzt
Fußball dort spielen.¹

So schrieb Arnfried Astel in einem Gedicht mit der Überschrift »Endspiel«. Ein schnelles Gedicht, haiku-artig, drei simple Zeilen. Aber was darin anvisiert wird, ist durchaus abendfüllend – es ist gewissermaßen unser Thema. Natürlich handelt es sich bei dem Gedicht nicht nur um eine Zustandsbeschreibung; es ist der hintergründige Hinweis auf eine reale Paradoxie. Im Alltag bieten unsere Städte kaum Platz für freie Bewegung. Diese Bewegung wird ausgelagert und eingezäunt, stellvertretend agiert von einigen wenigen. Wenn sie aktiv werden, ist in den Städten Platz. Aber niemand ist da, der ihn nutzen könnte: Die potentiellen Spieler stehen am Rande des Spielfelds und berauschen sich an den Leistungen und Fehlleistungen ihrer Mannschaft – Aktive und Zuschauer gehören gleichermaßen zum System Sport.

Diese Einsicht ist wichtig, wenn die Etappen der Sportbegeisterung skizziert werden sollen. Es geht dabei gewiß nicht nur um die geschichtlichen Metamorphosen des Fans; es wäre absurd, Sportbegeisterung nur auf den Zuschauerrängen zu lokalisieren. Begeisterung hat immer wieder den Sport selber angestoßen, getragen, verwandelt. Aber die Zuschauer gehören dazu, sie bilden die unmittelbarste Repräsentation des gesellschaftlichen Umfeldes, in dem sich der Sport entwickelt. Und dies ist kein neues Phänomen. Im Jahr 1931 vertrat Robert Musil die Ansicht, »daß der Geist des Sports nicht aus der Ausübung, sondern aus dem Zusehen entstanden ist«; und er beschränkt sich damit keineswegs nur auf den modernen Sport, sondern sieht Vorläufer:

Jahrhundertlang haben sich Leute als Schnell- und Dauerläufer, Springer und Reiter sehen lassen, aber sie sind ›Gaukler‹ geblieben, weil ihre Zuschauerschaft nicht sportlich ›durchorganisiert‹ gewesen ist.

¹ Abgedruckt in: EWALD LIENEN u. a. (Hrsg.), Sport. Politik und Profit, Lust und Frust. Ein BilderLeseBuch. Reinbek bei Hamburg 1985, S. 28.

Anders in der Gegenwart:

Zweiundzwanzig Männer kämpfen mit der Mäßigung von Berufsmenschen um einen Fußball, und einige Tausende, von denen die meisten einen solchen Ball niemals berührt haben, geraten in die Leidenschaft, die sich die Ausübenden ersparen. So entsteht der Geist des Sports. Er entsteht aus einer umfangreichen Sportjournalistik, aus Sportbehörden, Sportschulen, Sporthochschulen, Sportgelehrsamkeit, aus der Tatsache, daß es Sportminister gibt, daß Sportsleute geadelt werden, daß sie die Ehrenlegion bekommen, daß sie immerzu in den Zeitungen genannt werden, und aus der Grundtatsache, daß alle am Sport Beteiligten, mit Ausnahme von ganz wenigen, für ihre Person keinen Sport ausüben, ja ihn möglicherweise sogar verabscheuen. Sofern man nicht an der Sache verdient, gibt man ihr eben nach. Man fühlt ein Vakuum, in das sich der Sport stürzt. Man weiß eigentlich nicht recht, was sich da stürzt, aber alle reden davon, und so wird es wohl etwas sein: So ist immer das zur Macht gekommen, was man ein hohes Gut nennt.²

Dies ist eine Zeitdiagnose voller Ironie gegen das ›hohe Gut‹ Sport: In kühler Berechnung tun die Sportler das Notwendige, um jene Großveranstaltung ›Sport‹ am Kochen zu halten, die sich jenseits der Spielfelder konstituiert hat und die ihre eigentliche Richtung und auch ihr Feuer gar nicht von den Sportlern selber erhält. Musil verkürzt und spitzt zu – jedenfalls aber macht er deutlich, daß der Sport gesellschaftlichen Veränderungen unterliegt. Dies scheint eine Banalität; aber sie ist hervorzuheben angesichts der sehr populären Argumentationslinie, mit der immer wieder einmal darauf insistiert wird, alles sei schon dagewesen.

Vor einigen Jahren veröffentlichte Alois Brandstetter, ein österreichischer Germanist, den Roman »Die Burg«.³ Brandstetter erzählt darin von sich, als einem angehenden Universitätsdozenten, und seiner kleinen Familie. Er, der Erzähler, arbeitet an seiner Habilitationsschrift, in der er Probleme der mittelalterlichen Dichtung und Gesellschaft behandelt; und diese Anstrengung strahlt auch aus auf die ihn umgebende Realität und ihre Wahrnehmung. Seine Frau trägt den Namen Ginover, modern und archaisch zugleich; die Burg ist ein attraktives Kinderspielzeug, das er mit mediävistischen Assoziationen anfüllt – die Playmobilfiguren übernehmen zwangsläufig Rollen aus der Artusepik und der Nibelun-

² ROBERT MUSIL, Als Papa Tennis lernte (1931), in: DERS., Tagebücher, Aphorismen, Essays und Reden, hrsg. von Adolf Frisé. Hamburg 1955, S. 815–820, hier S. 820.

³ ALOIS BRANDSTETTER, Die Burg. Roman. Salzburg und Wien 1986.

gentradition. Gegen Ende zieht der Erzähler mit seiner Familie zu einer Motocross-Veranstaltung, vor allem deshalb, weil sie ganz in der Nähe jener Burg Friesach stattfindet, auf der Ulrich von Liechtenstein im 13. Jahrhundert seine Turniere abhielt. Auch für Ritter Ulrich, so heißt es, seien die von ihm ausgefochtenen Turniere Weltmeisterschaften, mindestens Beiträge zum Europacup gewesen; auch bei ihm spielten Frauen als Zuschauerinnen eine zentrale Rolle – genau wie im benachbarten Launsdorf beim Motocross:

Nicht nur daß sie zusehen und applaudieren und sich dabei, wie Ginover vermutete, langweilen und daß einige von der Gemeinde ausgewählten ›Ehrenjungfrauen‹ die Sieger küssen mußten – Bussi, Bussi, dröhnte es aus dem Platzlautsprecher –, einige Mädchen und Frauen hatten auch den üblichen Sanitätsdienst zu leisten. Also hatte sich auch daran nicht viel geändert. Wie Isolde im ›Tristan‹ mußten auch dort drüben einige Krankenschwestern in Bereitschaft stehen, um die Verunfallten zu verarzten.⁴

Brandstetter zeigt noch viele Parallelen. Wie Siegfried stereotyp ›Der Drachentöter‹ genannt wurde, so werden den führenden Crossfahrern Namen wie ›Der Schlammpezialist‹ angehängt; wie im Mittelalter Pferde, so kämpfen hier Pferdestärken gegeneinander; und auch dem Querfeldeinfahrer kann es passieren, daß er abgeworfen wird.

Es wäre sicher nicht im Sinne des Ironikers Brandstetters (der im Roman seinen Dienst quittiert, tatsächlich inzwischen wohlbestallter Professor in Klagenfurt ist), wenn man den Roman so verstünde, als habe sich seit den Zeiten des Mittelalters nichts geändert. Aber in einzelnen Passagen kann man es so lesen. Und diese Perspektive ist keineswegs nur ein Vorrecht der schönen Literatur – auch die weniger schöne Wissenschaft überläßt sich nicht ganz selten diesem Blick, der geschichtliche Veränderungen relativiert oder gar bestreitet zugunsten des ›Ewig-Menschlichen‹.

In einem der meistgelesenen Sachbücher über Sport heißt, nach zwei Vorbemerkungen, die erste Hauptüberschrift: ›Der Grundriß bleibt‹, und das erste Kapitel ist überschrieben: ›Hackordnung im Hühner- und Königshof.‹⁵ Ein Zitat aus diesem Kapitel: ›Kraft und Geschicklichkeit dürften schon den Platz eines Neandertalers in seiner Horde bestimmt

⁴ Ebda, S. 260 f.

⁵ WALTER GLOEDE, Sport, die unbekannte Größe im politischen Spiel. München 1980, S. 18; das folgende Zitat S. 19.

haben.« Aber der Neandertaler ist noch zu weit fortgeschritten; angesichts der »Imponier- und Drohgebärden im eigenen Revier« ist von Sportlern wie von Tieren die Rede. Graugänse unterscheiden sich in dieser Perspektive von Ben Johnson nur noch dadurch, daß dieser gedopt war – und angesichts der vielen Konrad-Lorenz-Nachfolger, die mit Graugänsen experimentieren, ist wohl nicht einmal dieser Unterschied gesichert.

Gewiß, manches im ›Grundriß‹ bleibt über Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende. Aber Geschichte vollzieht sich darin, daß der Grundriß verschieden genützt wird. Man kann dies an einem sportlichen Modell erörtern: Im Fußballspiel hat sich der Grundriß, das Regelwerk (sieht man von dem nicht allzu beeindruckenden amerikanischen Ableger ab) in den letzten hundert Jahren nur ganz wenig verändert. Was neu ist, sind bezeichnenderweise Bestrafungsrituale wie die rote und gelbe Karte, fast alles andere hat es schon gegeben. Und doch: wie weit ist eines der großen Spiele heute entfernt von jenen Meisterschaftsspielen, zu denen die Spieler noch mit dem Fahrrad kamen und bei denen jüngere Zuschauer manchmal (dies ist von mehreren größeren Städten überliefert!), wenn es auf den Rängen eng wurde, ihren Platz auf dem Torgehäuse fanden, das damals noch aus festem Drahtgitter bestand!

Lassen wir uns also nicht einschläfern durch das »Alles schon dagewesen« – und reden wir über Veränderungen, über Etappen der Sportbegeisterung!

Dabei habe ich nicht den Ehrgeiz, den Kursus bis auf die Frühgeschichte auszudehnen und dann unweigerlich bei den (trotz vielen Beschreibungen übrigens immer noch nicht recht faßbaren) Ballwettkämpfen zwischen englischen Gemeinden oder aber bei den Kraftduellen Schweizer Alpenbauern zu landen. Dies wäre eine zu weite Perspektive. Auf der anderen Seite verwende ich aber auch nicht den sprachlichen Trick, alles abzuschneiden, was nicht, noch nicht, als ›Sport‹ bezeichnet wird, um so erst in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts einzusetzen, als das aus dem Romanischen stammende Wort ›Sport‹ über das Englische bei uns Eingang fand.

1 Sportbegeisterung im Zeichen politischer Ideologie

Bei diesem Verfahren fände Friedrich Ludwig Jahn keine Berücksichtigung – nicht nur, weil seine wichtigsten Bemühungen früher lagen, sondern auch, weil er sich mit dem fremden Wort ›Sport‹ auf keinen Fall angefreundet hätte und hat. Seine Nachfolger in der deutschen Turnbewegung wehrten sich in seinem Geiste gegen den – sprachlich und in der Sache – angeblich urdeutschen Sport; in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts war die Trennung noch sehr entschieden, und trotz der Aussöhnung im Deutschen Sportbund in den fünfziger Jahren ist die Kontroverse zwischen Turnen und Sport bis heute nicht völlig abgeschlossen. Allerdings hat sich ›Sport‹ als die umfassendere Bezeichnung durchgesetzt.

Mit dem von ihm propagierten Wort ›Turnen‹ hatte Jahn allerdings Pech. Was er für eine undeutsche Schöpfung hielt, stammte aus dem Französischen und war über das Wort ›Tournier‹ ins Deutsche eingedrungen. Man registriert dies nicht ohne Schadenfreude: Schon die Zeitgenossen haben Jahn in erster Linie als komischen Propheten in Karikaturen aufs Korn genommen, und die spätere Sportkritik war sehr oft Kritik am Turnen Jahnscher Prägung, an der pathetisch-nationalen Überhöhung der Körperkultur – bis hin zu Ringelnatz' Turngedichten mit der ironischen Aufforderung: »Deutsches Mädchen – grätsche, grätsche . . .«

Friedrich Ludwig Jahn hat zu dieser Kritik mit seinen sprunghaften und leidenschaftlichen Deklamationen gewiß Anlaß gegeben; ein guter Teil seiner Schriften ist von geradezu grotesker Militanz. Alfred Richartz hat dies jüngst wieder mit Nachdruck herausgearbeitet. Er zeichnet Jahn als gefährlichen Verführer, dessen Haß auf die Franzosen und dessen feindliche Reserviertheit gegen Frauen die gleiche Quelle hatten: sterile Reinrassigkeitsvorstellungen, eine asketisch-puritanische Frontstellung gegen sexuelle Verausgabung, die von den wahrhaft deutschen, den politischen Zielen nur ablenken konnte.⁶

⁶ ALFRED RICHARTZ, Turner, Auf zum Streite! Die Bedeutung von Gruppenphantasien für die frühe Turnbewegung, in: GUNTER GEBAUER (Hrsg.), Körper- und Einbildungskraft. Inszenierungen des Helden im Sport. Berlin 1988, S. 83–115.

Auf der anderen Seite darf nicht übersehen werden, daß in die nationale Jugendbewegung jener Zeit auch revolutionärer Geist einströmte. Dieter Düding hat vor kurzem die respektable republikanische Tradition der Turnbewegung herausgearbeitet und Jahn in diese eingeschlossen.⁷ Es fehlt nicht an Hinweisen auf diese Tradition: Vom Wartburgfest 1817 mit seinen freiheitlichen Zielen, bei dem Berliner und Jenaer Turner die Zuschauer auf dem Eisenacher Marktplatz zu Jubelstürmen hinrissen, bis zum Heidelberger Turnfest 1847, bei dem der radikal-demokratische Struve noch nicht einmal die schärfste Rede hielt – ein hessischer Fabrikarbeiter und Turner erinnerte daran, daß das Volk in Frankreich die Aristokraten geköpft hatte, und ein Mainzer Turner brachte ein donnerndes Hoch aus auf die – Guillotine.

Die Kontroverse in der Einschätzung Jahns, wie sie sich in den Positionen Richartz⁶ und Düdings andeutet, läßt sich leicht auflösen und aufheben. Jahn *war* ein Verführer. Der Dichter und Richter E. T. A. Hoffmann, der die Untersuchung gegen den der Demagogie beschuldigten Jahn zu führen hatte, sah in den Aktivitäten nur »das Treiben einiger exaltierter Knaben«.⁸ Aber diese Knaben mit ihren Kriegsübungen und Geländespielen waren eben doch auch die Vorläufer der Turnbewegung, und diese bewegte sich – darauf legt Düding den Akzent – nach dem empfindlichen Einschnitt der obrigkeitlichen »Turnsperre« in den vierziger und auch noch einmal in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts in eine auf Volkssouveränität zielende politische Richtung.

Nach 1870 mündet die Turnbewegung in eine obrigkeitstreue, nationalstaatliche Gesinnung, die viele Jahrzehnte die Begleitmelodie, ja sogar das Motiv des Turnens bleibt. Die Arbeiterturner distanzieren sich, und viele neuere Untersuchungen zeigen, daß ihre Gegenposition so schwach nicht war – aber der Erste Weltkrieg mit seinem nationalen Überschwang bremste diese Bewegung, und mit dem Jahr 1933 fand sie fast überall ihr Ende. Insofern ist es berechtigt, die nationale Zielsetzung als Dominante herauszustellen. »So schmiege sich denn deutsche Gymnastik ganz an deutsche Zwecke«,⁹ hatte schon der philanthropische Päd-

⁷ DIETER DÜDING, Nationale Oppositionsfeste der Turner, Sänger und Schützen im 19. Jahrhundert, in: DERS., PETER FRIEDEMANN und PAUL MÜNCH (Hrsg.), Öffentliche Festkultur. Politische Feste in Deutschland von der Aufklärung bis zum Ersten Weltkrieg. Reinbek bei Hamburg 1988, S. 166–190.

⁸ RICHARTZ, Turner (wie Anm. 6), S. 85.

⁹ Zitiert bei GLOEDE, Sport (wie Anm. 5), S. 106.

agoge GutsMuths verlangt – und dies blieb mehr als ein Jahrhundert die wesentliche Zielvorgabe: Sportbegeisterung also im Zeichen politischer Ideologie. Es erscheint allerdings durchaus fragwürdig, diese pauschale Feststellung (ohne den differenzierenden Blick auf einzelne Richtungen und Richtungskämpfe) in der Bilanz dem ›deutschen Sonderweg‹ zuzuschlagen. Nationalpolitische Sportbegeisterung war – zumindest in der westlichen Welt – die Signatur der ganzen Epoche.

Die allmähliche Herausbildung der Olympischen Idee verdeutlicht dies. Mitte des 19. Jahrhunderts machte der in Rumänien lebende Grieche Evangelis Zappas eine Stiftung für die Erneuerung der Olympischen Spiele und entwarf dafür einen umfangreichen Organisationsplan. Danach sollte das Fest an vier aufeinanderfolgenden Sonntagen im Herbst stattfinden: am ersten in Form einer Sitzung der Akademie der Wissenschaften mit der Verteilung akademischer Preise, am zweiten als Viehausstellung mit einer Schnelligkeitsprüfung für Pferde, am dritten mit Darbietungen aus dem Ackerbau und sportlichen Wettkämpfen, am vierten schließlich mit der Vorführung von Erzeugnissen des Gewerbefleißes, von musikalischen und theatralischen Werken.¹⁰

Es ging ihm also um eine umfassende Präsentation von Kultur und Arbeit, die eher an die Anfänge der deutschen Volksfeste (etwa des Münchner Oktoberfestes oder des Cannstatter Volksfestes) erinnert als an die späteren Olympischen Wettkämpfe. Die tatsächliche Institutionalisierung der Olympischen Spiele sah anders aus: eine Feier ausschließlich (oder fast ausschließlich) der körperlichen Leistungsfähigkeit, eine Art Gegenreligion zur zivilisatorischen Körperdistanz, zur »Hypertrophie des Intellekts«.¹¹ Coubertin gab Olympia und dem Sport eine religiöse Deutung, in der sich die Völker vereinigen sollten – vereinigen aber in der Konkurrenz: zu der »religio athletae« gehörte der Dienst an »Vaterland, Rasse und Fahne«.¹²

Diese Dreiheit taucht bei Coubertin tatsächlich wörtlich auf; sie bestätigt, was über die bombastischen Olympischen Spiele von Berlin 1936

¹⁰ Vgl. CARL DIEM, Zur Vorgeschichte der modernen Olympischen Spiele, in: DEUTSCHE OLYMPISCHE GESELLSCHAFT (Hrsg.), Olympisches Lesebuch. Dortmund und Hannover 1971, S. 94–97.

¹¹ THOMAS ALKEMEYER, Gewalt und Opfer im Ritual der Olympischen Spiele 1936, in: GEBAUER, Körper- und Einbildungskraft (wie Anm. 6), S. 44–79, hier S. 46.

¹² Ebda.

gesagt wurde: daß sie Ideen weiterführten und transformierten, die im olympischen Konzept schon angelegt waren: Heroenmythos, Elitedenken, Vaterlandsopfer, »Auslöschung des Individuums«.¹³

Ich begnüge mich mit diesen – in der Pointierung freilich frag-würdigen – Andeutungen und wende mich, auf meinen zwangsläufig etwas abgekürzten historischen Weg, dem zweiten Stichwort zu:

2 Vereinsgemeinschaft

Schon der Hinweis auf die nationalsozialistischen Olympischen Spiele hat deutlich gemacht, daß es sich bei meiner Einteilung nicht um ein klar abgegrenztes Nacheinander handelt: Die politische Artikulation des Sports reicht ja durchaus noch in die hohe Zeit der Vereine, ja sogar in die Zeit des kommerzialisierten Massensports herein. Was ich herausstelle, sind bestimmte sich in den Vordergrund drängende Motivbündel, Akzente und Tendenzen, die nicht zu allen Zeiten gleich stark wirken, die aber gewisse Hoch-Zeiten haben, die nach ihrem Höhepunkt in der Kurve abflachen, die freilich alle – Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen! – noch gegenwärtig sind. Von Etappen läßt sich insofern sprechen, als sich die Tendenzen im zeitlichen Nacheinander herausbilden.

Vergleicht man die Entstehung von Vereinen mit dem politisch motivierten Sport Jahnscher Prägung, so zeigt sich, daß es sich um ein relativ dichtes Nacheinander handelt, aber doch um getrennte Funktionsbereiche. In den ersten Jahren, zum Teil sogar in den ersten Jahrzehnten der Turnbewegung hatten Zusammenschlüsse zum Zwecke der körperlichen Übung – ebenso wie die Burschenschaften – nicht die Organisationsform des Vereins. Sie hatten den Charakter des Bundes, einer Gesellungsform mit ausgeprägtem weltanschaulichem Überbau und starker emotionaler Bindung. Es handelte sich gewissermaßen um eine Erweiterung des Freundschaftsbundes – quantitativ, insofern sich nicht nur ganz wenige zusammenschlossen, aber auch qualitativ, indem der Bund vom privaten in den öffentlichen Raum ausgriff und vorstieß.

Der große Erfolg der Turnbewegung, die Bildung immer neuer Gruppen in immer mehr Städten und die Erweiterung der alten Gruppen führte notwendigerweise zu einer neuen Organisationsstruktur, die auch

¹³ Ebda, S. 69.

einen anderen Sinn hatte. Organisierte Vereine wurden dort notwendig, wo es nicht mehr nur um den Zusammenschluß kleiner Gruppen ging, sondern um eine größere kommunale Gesellungsform, wo aber die traditionelle ständische Gliederung nicht mehr trug, wo vielmehr die Gesellschaft (und sei es auch nur in ersten Anstößen) aufgewirbelt und aufgelockert, wo die traditionelle Struktur durchbrochen und verändert war dank neuen ökonomischen Erfordernissen.¹⁴ Der Verein sollte die Möglichkeit bieten, die verlorengegangene Gemeinsamkeit in einem festumschriebenen, in den Statuten festgelegten Rahmen wiederherzustellen: Die ›Vereinsgemeinschaft‹ (und dies war natürlich keine rein beschreibende, sondern eine wertende Kategorie mit Appellcharakter!) wurde zum wichtigen öffentlichen oder halböffentlichen Raum und zum gesellschaftlichen Exerzierfeld.

Die organisatorische Form erfaßte und veränderte im allgemeinen auch den Sport, wie er in Turn- und später Sportvereinen getrieben wurde – so, wie die Gesangvereine die Traditionen des Singens und der Liedüberlieferung veränderten. Ich greife ein Beispiel aus der kleinen Stadt Aalen auf: Dort fand am letzten Augustsonntag 1838, wie man in der Zeitung nachlesen konnte, ein merkwürdiges Spektakel statt.¹⁵ Ein Zimmermeister und zwei Maurermeister hatten darum gewettet, wer am schnellsten von Aalen nach Wasseralfingen laufen könne. Es war, der Entfernung nach, ein 3000-Meter-Lauf; angesichts der damaligen Wegverhältnisse könnte man auch von einem 3000-Meter-Hindernisrennen oder zumindest einem Geländelauf sprechen. Daß einer der beiden Maurer (übrigens nicht derjenige, der gewann) seine Stiefel auszog, war dem Berichtersteller der Kocher-Zeitung ein paar Extrazeilen wert – daß die beiden anderen *mit* Stiefeln und in Sonntagskleidung liefen, war offenbar selbstverständlich. Die Zeitung kommentierte:

Sehr zu wünschen wäre es, daß man durch Aussetzen von Prämien diese schnelllaufenden Genies aufmunterte, um so mehr, als man hoffen dürfte, daß sie es bald zur Meisterschaft bringen würden, und alsdann die Bewohner Aalens das Vergnügen hätten, wenigstens alle Sonn- und Feiertage von unseren hiesigen Schnellläufern einen englischen Schnell-Lauf nach deutscher Art zu sehen.

¹⁴ Vgl. KLAUS HEINEMANN, Einführung in die Soziologie des Sports. Schorndorf 1983, S. 119 f.

¹⁵ BERNHARD HILDEBRAND, Heimat, deine Sterne. Perlen aus alten Bänden, in: 125 Jahre Zeitung in Aalen. Beilage zur Schwäbischen Post. Mai 1963, S. 13–17, hier S. 15.

Der Berichterstatter spielt also an auf die englischen Verhältnisse, die offenbar bekannt waren – aber eher ironisch, aus großer Distanz. Was an jenem Spätsommersonntag ablief, war ein mehr oder weniger spontanes Freizeitvergnügen, und zweifellos kamen solche körperlichen Wettkämpfe immer wieder einmal vor. Mit organisiertem Sport aber hatten sie nichts, noch nichts zu tun.

Der kam erst, als acht Jahre später in Aalen der Männerturnverein gegründet wurde, auf Drängen des »schwäbischen Turnvaters« Johannes Buhl aus dem benachbarten Schwäbisch Gmünd¹⁶ und unter maßgeblicher Mitwirkung eines Pfarrers, dem allerdings bald vom Konsistorium verboten wurde, mitzuturnen, Turnkleidung zu tragen und die Turnkneipe zu besuchen.¹⁷ Man schrieb bereits das Jahr 1847 – in den kleineren Städten kam es erst spät zur Gründung von Sportvereinen, weil die preussische »Turnsperre«, eine politisch-reaktionäre Maßnahme, sich auch in anderen Ländern auswirkte. Das Vereinswesen konzentrierte sich zunächst stärker auf die Gesangsvereine. Aber Mitte der 40er Jahre war eine Gründungswelle; es gab Turnfeste (zum Beispiel 1845 in Reutlingen und 1846 in Heilbronn), an denen man teilnehmen wollte, weil diese Feste die Erfahrung einer bis dahin nicht gekannten überlokalen Vereinigung boten.¹⁸ In Heilbronn waren drei oder vier Tage lang alle Werkstätten geschlossen, die Bevölkerung riß sich darum, Turner – die teilweise tagelang zu Fuß anmarschiert waren – ins Quartier zu bekommen, und Tausende waren bei den Feiern, Umzügen und Wettkämpfen dabei.¹⁹

In diesen überlokalen Treffen erfuhr man aber auch, was den Verein im Alltag so wichtig machte. Er war eine Instanz lokaler Identität; über den Verein oder die Vereine erfuhren die Menschen die Bedeutung ihres Orts, der in vielen Fällen ja politisch gegenüber früher an Gewicht verloren hatte. Der Verein bot aber auch eine gewisse Öffnung der gesellschaftlichen Grenzen. Zwar war es meistens auch hier die Ehrbarkeit, waren es Honoratioren, die regierten; aber die sportliche Leistung war

¹⁶ Vgl. BETTINA SIEBER-KÖNNECKE, *Leben und Wirken von Johannes Buhl*, in: SCHWÄBISCHER TURNERBUND (Hrsg.), *Beiträge zur Geschichte des Turnens in Württemberg*. Gerlingen 1988, S. 51–66.

¹⁷ Vgl. KARLHEINZ BAUER, *Geschichte der Stadt Aalen*. Ms, S. 812 f.

¹⁸ Vgl. SIBYLLE HESS, *Schwäbische Turner in der Revolution von 1848*, in: SCHWÄBISCHER TURNERBUND, *Beiträge* (wie Anm. 16), S. 23–38, hier S. 26.

¹⁹ Vgl. RUDOLF FLAIGG (Hrsg.), *Fest-Album zur Erinnerung an das Turnfest zu Heilbronn, vom 1. bis 4. August 1846*. Heilbronn 1846.

nicht gleichgültig, war gewissermaßen symbolisches Kapital, dessen Geltung der Verein regulierte und garantierte.

Es kann hier nicht darum gehen, die Geschichte der Sportvereine mit der Ausdifferenzierung in verschiedene Sportarten, aber auch der Trennung in bürgerliche Vereine und Arbeitervereine im einzelnen zu verfolgen. Es geht um den Typus ›Vereinssport‹, der auch einen bestimmten Typus der Sportbegeisterung auslöst: Begeisterung, die aus der unmittelbaren Teilhabe stammt, aus dem Dabeisein, aus der Vertrautheit und Bekanntheit der Sportler untereinander, aber auch der Zuschauer mit den Sportlern.

Wiederum gilt: Diese Art der Sportbegeisterung ist nicht passé. In kleinen Städten, aber vor allem auch auf den Dörfern repräsentiert der Sportverein noch die Kommune. Nach einer Wahlschlappe in Bayern blickte die SPD auch auf die Sportvereine – mit großem Recht: Sie mußte feststellen, daß unter 420 Vorsitzenden nur 27 SPDler waren.²⁰ Zumindest in kleinen Orten *ist* der Verein das Dorf, die Stadt; die Identifikation mit dem Verein herrscht noch vor. Die lokale Berichterstattung vermittelt durchaus einen Eindruck davon, daß in diesem Umkreis der Torschuß etwas anderes bedeutet als in den großen Stadien, aber auch das Foul oder die Schiedsrichterbeschimpfung²¹ – alles ist geprägt durch Nähe und Präsenz. Der Torschützenkönig Eddi Sauter oder Emil Maier träumt vielleicht davon, auch einmal Autogramme zu verteilen wie Maradona oder die Fans nach seinem Trikot jagen zu sehen wie nach Reliquien – aber sein Publikum ist viel zu nah für diese Devotionalattitüden.

Voll gilt diese Charakterisierung heute nur noch für den dörflichen Sport. Sie galt aber allgemein, galt auch für die Großstädte und die industriellen Ballungsräume. Diese waren ja, nach einer kurzen anarchischen Phase der Massierung von Menschen, keine amorphen Gebiete, sondern es bildeten sich dort Teilbereiche, Zentren und Quartiere heraus. Rolf Lindner und Heinrich Th. Breuer haben dies in ihrem Fußballbüchlein aus dem Ruhrpott in einem – leicht elegischen – Rückblick geschildert:

Verlorengegangen sind die lebensgeschichtlichen Erinnerungen und die kulturellen Bezüge, die Verbundenheit mit den Spielern als Repräsentanten und die

²⁰ GLOEDE, Sport (wie Anm. 5), S. 171.

²¹ All das gab es auch in alten Dorfvereinen. – Vgl. THOMAS FATHEUER, Eigentore. Soziologie und Fußball. Münster 1985, S. 81.

Verbundenheit mit dem Platz als einem Ort subkultureller Kommunikation und Interaktion. Der Platz, der im Zentrum des Wohnviertels liegt, mit seinen Kasenhäuschen und Buden, auf dem man sich trifft, wo man sich unterhält, an dem man womöglich mitgebaut hat, ist nicht nur räumlich meilenweit entfernt vom komfortablen Großstadion mit seinen Tribünen und Rängen, seinen Erfrischungskiosken mit Ständen für Fan-Utensilien. Die Mannschaft, die das Viertel repräsentiert, deren Spieler man kennt und zuweilen, und sei's nur an der Theke des Vereinslokals, trifft, hat kaum etwas mit der zusammengekauften Profi-Truppe aus Spielern zu tun, die man mit einigem Glück gerade noch, bevor sie in ihren Porsche, Mercedes oder Maserati steigen, zum Autogrammgeben erwischt. Die Veränderung dieser Rahmenbedingungen des Fußballsports, die das Spiel selbst noch weitgehend unberührt läßt, verändert den Fußballsport nichtsdestoweniger substantiell. Sie raubt dem Fußballspört seine kulturelle, soziale und geschichtliche Dimension und macht ihn zu einem wenn auch aufgrund seiner spezifischen Faszination nicht beliebig austauschbaren Segment der Unterhaltungsbranche.²²

Ein Blick zurück also: In den großen Städten ist die Vereinsgemeinschaft dieser Art fast überall abhanden gekommen, und selbst auf den Dörfern hat sich die Vereinsstruktur zum Teil deutlich gewandelt. Zumindest in den größeren Orten – auch schon in größeren Dörfern – sind Vereine heute oft aufgegliedert in zahllose Sparten, die oft fast eigene Clubs darstellen; der Verein ist ein Dienstleistungsbetrieb mit gemischtem, breitgestreutem Angebot geworden.²³ In dieser Form hat er Anteil an der Entwicklung, der das dritte Stichwort zugeordnet ist:

3 Massensport

Es ist unmöglich, in diesem Aufsatz das ganze diffuse Feld auszuschreiben, das als Massensport bezeichnet wird. Kommerzialisierung und Standardisierung, Fremdbestimmung und Funktionalisierung – all das sind Schlagwörter, deren Gewicht und tatsächlicher Gehalt zu überprüfen wäre. Richtig ist, daß der Massensport einen Teil der Kulturindustrie darstellt, der Zerstreuungsindustrie, des Unterhaltungssystems. Insofern

²² ROLF LINDNER und HEINRICH TH. BREUER, »Sind doch nicht alle Beckenbauers.« Zur Sozialgeschichte des Fußballs im Ruhrgebiet. Frankfurt a. M. 1978, S. 93 f.

²³ Vgl. VOLKER RITTNER, Sportvereine und gewandelte Bedürfnisse, in: GUNTHER A. PILZ (Hrsg.), Sport und Verein. Reinbek bei Hamburg 1986, S. 43–55.

könnte hier all das aufgenommen werden, was die Frankfurter Schule und ihre Ausläufer gegen diese Entfremdungsvorgänge formulierten – freilich auch alles, was gegenkritisch gegen den Totalitätsanspruch und den apokalyptischen Charakter jener Entwürfe gesagt wurde. Die Parallelisierung technischer Arbeitsabläufe mit Bewegungsabläufen ausgerechnet im Fußball wird heute wahrscheinlich auch von ihren Erfindern und Wortführern nicht mehr geglaubt. Hier hat schon Sartre das Nötige gesagt, indem er auf die schöpferische Überschreitung von Normen und Standards durch die Spieler hinwies und resümierte: »man ist nicht Tormann oder Läufer, wie man Lohnarbeiter ist.«²⁴ Die Sportbegeisterung, die sich vom Spielplatz auf das große Umfeld im Stadion und an den Fernsehapparaten überträgt, hängt gerade mit der Offenheit, der relativen Unberechenbarkeit des Spiels und Sports zusammen. Norbert Elias, hier wie in anderem ein nüchterner Beobachter, sprach von der »Spannungsbalance« des Fußballs »zwischen der Scylla der Unordnung und der Charybdis der Langeweile«;²⁵ dies ist zu vergleichen mit der Balance zwischen Standardisierung und freiem Spiel.

Ich möchte versuchen, den Massensport von einer einzigen Kategorie her aufzuschlüsseln: der Entfernung des Sports. Zunächst ist dies ganz wörtlich und vordergründig zu nehmen: Die Anfahrts- und Anmarschwege zu den Sportereignissen sind länger geworden – der Sport ist ferner gerückt. Auch die Entfernung im Stadion selbst ist größer geworden, sie wird zudem durch Zäune und Absperrungen unterstrichen. Aber der Sport hat sich auch aus den herkömmlichen sozialen Bezügen entfernt.²⁶ Für die großen Städte und die großen Vereine gilt dies ohnehin; aber selbst in kleineren Städten zeigen sich deutliche Tendenzen in dieser Richtung. Natürlich sitzen die Reutlinger Tischtennispieler schon einmal im »Kathrinchen« am Tübinger Tor – aber daß sie, wie Jürgen Stellwag, 10 oder 15 Jahre dableiben in der Stadt, ist die Ausnahme; eigentlich weiß man, daß sie Teil eines internationalen Verschiebekonsortiums sind.

²⁴ JEAN PAUL SARTRE, Kritik der dialektischen Vernunft. Reinbek bei Hamburg 1967, S. 490; zitiert nach FATHEUER, Eigentore (wie Anm. 21), S. 67.

²⁵ NORBERT ELIAS, Der Fußballsport im Prozeß der Zivilisation, in: ROLF LINDNER (Hrsg.), Der Satz »Der Ball ist rund« hat eine gewisse philosophische Tiefe. Berlin 1983, S. 12–21, hier S. 12.

²⁶ Vgl. GUNTER GEBAUER, Die Masken und das Glück. Über die Idole des Sports, in: DERS., Körper- und Einbildungskraft (wie Anm. 6), S. 125–143, hier S. 131.

Entfernung als Signatur. Diese Charakterisierung ist richtig; aber sie ist nur richtig, wenn die Dialektik der Nähe nicht ausgeblendet bleibt. Die Entfernung hat Reaktionen ausgelöst, die jegliche Distanz zu überbrücken, zu überspringen suchen; Versuche, die verlorengegangene Unmittelbarkeit wiederherzustellen. In einer gewissen Reduktion und Typisierung könnte man drei solcher Versuche, solcher Techniken der Annäherung unterscheiden:

Das erste sind die verschiedenen Formen der Massenhysterie, von der man mit Recht gesagt hat, daß sie heute die Existenzgrundlage vieler Sportarten ist²⁷ – der Massenhysterie, die sich akustisch über die Trennzonen wegsetzt, die mit grellen optischen Zeichen die Distanz überbrückt und die, wo immer das möglich ist, auch Momente der vollen physischen Annäherung sucht: Das schwer kontrollierbare Drängen der exaltierten Fans, die »Auflösung des Menschen in eine johlende, nur noch kreatürliche Ekstase«²⁸ überwindet die Entfernung zugunsten einer orgiastischen Vereinigung.

Das zweite: die technisch-distanzierte Überwindung der Distanz. Das Fernsehen bringt nicht nur Sportereignisse unmittelbar ins Wohnzimmer (und hat so eine ganz neue Klientel für den Sport geschaffen), es ist auch in seiner Dramaturgie²⁹ bemüht, Entfernung rückgängig zu machen. Fußballberichte konzentrieren sich durchgängig so stark auf die jeweils ablaufenden Spielzüge mit dem Ball, daß der strategische Überblick, der Blick auf das Spiel ohne Ball verloren geht. Aber nicht genug, Spieler werden auch noch in Großaufnahme herangeholt – es passiert schon einmal, daß ein Tor nicht von der Kamera erfaßt wird, weil die Regie auf einen wegtrabenden »Rotsünder« konzentriert war. Eine Erweiterung dieser Bildmagie ist es, daß Sportler ins Studio geholt und präsentiert werden als Menschen wie du und ich, nur etwas schneller und schußkräftiger, aber ganz nah jedenfalls, ohne Distanz.

Es ist bekannt, daß beide Formen der Annäherung auch zu einer Pointierung in der Rezeption von Sportereignissen geführt haben: Das Interesse im Stadion und die Berichterstattung konzentrieren sich oft auf

²⁷ WERNER SCHNEYDER, Über Sport. Dabei sein ist gar nichts. Luzern und Frankfurt a. M. 1980, S. 46.

²⁸ ÖDON VON HORVATH, Sportmärchen. Frankfurt a. M. 1971, S. 68.

²⁹ Vgl. KARL RIHA, Sport im Fernsehen. Siegen 1979; HELMUT DIGEL (Hrsg.), Sport und Berichterstattung. Reinbek bei Hamburg 1983.

einen einzigen Sportler oder ganz wenige. »Dabeisein ist gar nichts«, heißt der Untertitel eines kritisch-ironischen Sportessays von Werner Schneyder³⁰ – und in der Tat: Weil Nähe nicht beliebig und beliebig oft vermittelt werden kann, zählen in vielen Sportarten nur noch der Sieg und die Sieger oder Siegerinnen.

Ich schrieb von drei Reaktionsweisen auf die Entfernung. Mit der dritten nehme ich zugleich mein letztes Stichwort auf, da es sich dabei um die jüngste Form weit verbreiteter Sportbegeisterung handelt:

4 Körperkult(ur)

Körperkultur und Körperkult sind die aktiv-sportlichen Reaktion auf die Ent-fernung. Die eigene aktive Beteiligung am Sportgeschehen ist eine Möglichkeit, Nähe zu garantieren – und sicher eine verlässlichere Möglichkeit als der Überschwang in den Stadien und die bequeme Athletik vor dem Bildschirm. Aber selbst diese Charakterisierung ist für wesentliche Tendenzen dieser neuen Sportbegeisterung noch zu distanziert. Es geht dabei weniger um die Hingabe an das Sportgeschehen als um die Konzentration auf den eigenen Körper.³¹

Die Entwicklung kündigte sich zunächst an in den alten Bahnen. Vereine zum Beispiel waren gezwungen (man könnte freilich auch sagen: hatten die Chance), ihre Palette durch sogenannten »Jedermannsport« zu bereichern – dabei mag gleich angemerkt werden, daß es sich hier auch um »Jederfrausport« handelt. Aber es ist charakteristisch, daß die neue Bewegung (und davon kann man durchaus reden!) aus den Vereinszusammenhängen herausstrebte – dieser neue Sport hat seinen Platz vor allem entweder in kleinen, verschworenen Gruppen oder er ist ganz individuell. An die Stelle der objektiven Leistung ist die subjektive Körper-

→ neues Körperbewusstsein

³⁰ Vgl. SCHNEYDER, Über Sport (wie Anm. 27).

³¹ Zur »Sportivität« als Stilform vgl. WOLFGANG KASCHUBA, Sportivität: Die Karriere eines neuen Leitwertes. Anmerkungen zur »Versportlichung« unserer Alltagskultur, in: Sportwissenschaft 19 (1989), S. 154–171; VOLKER RITTNER, Sport und Mode, in: Olympische Jugend 5/1985; sowie die kritischen Anmerkungen bei KASPAR MAASE, Bewegungskultur in der »Zweidrittelgesellschaft« – segmentiert und kolonialisiert?, in: INSTITUT FÜR MARXISTISCHE STUDIEN UND FORSCHUNGEN E.V. (Hrsg.), Zukunft der Lebensweise und Perspektiven des Sports. Frankfurt a. M. 1986, S. 3–33, hier S. 22.

erfahrung getreten, die freilich in den meisten Fällen Leistung voraussetzt. Man hat im Zusammenhang mit der neuen Körperkultur gesagt, Spaß sei salonfähig geworden – aber das ist nur die eine Seite; es geht um Körpererfahrung und Körperbewußtsein insgesamt, auch durch beschwerliche Anstrengungen hindurch. Das Bekenntnis zur neuen Körperkultur bedeutet oft eine Durchstilisierung der ganzen Lebensweise. »Unnütz« sei es, hieß es früher im Blick auf Athleten vor dem Kampf, »etwas Anständiges zu essen oder etwas Unanständiges zu tun«³² – heute unterwerfen sich auch viele Freizeitsportler dieser asketischen Moral.

Ob Spaß oder Anstrengung oder Spaß durch Anstrengung – fast immer herrscht eine paradoxe Natürlichkeitsideologie. Paradox ist sie schon deshalb, weil die Natürlichkeit in vielen Fällen mit extrem künstlichen Programmen und Geräten erzeugt wird. Aber selbst dort, wo dies nicht der Fall ist, ist hinter die Etikettierung ›natürlich‹ ein Fragezeichen zu setzen.

Eine große Rolle in der neuen Sportbewegung spielt bekanntlich das Laufen – und gerade hier kommt immer wieder das Argument des Natürlichen. Sicher mit einem gewissen Recht. Katrine von Hutten spricht vom »unschuldigsten«, vom »klügsten und natürlichsten Sport«, und sie begründet das:

Denn alles läuft: das Tier, die Zeit, Tränen und Milch laufen sogar über den Augen- bzw. Topfrand, der Gatte läuft zur Gattin, das Kind zum Honig.³³

Nun ja. Selbst Milch, Tränen und Gatten laufen ja nicht immer – und man kann durchaus kritisch nachfragen, ob es eigentlich natürlich ist, viele viele Kilometer im Laufschrift zurückzulegen. Bei näherem Zusehen zeigt sich, daß das ›Natürliche‹ immer aktuellen Normierungen unterliegt. Das jeweils Natürliche ist kulturell überformt. Differenzierte Schilderungen von Lauferfahrungen ziehen sich denn auch nicht auf die Allerweltsvokabel des Natürlichen zurück. Sie sehen das Moment der Selbstdisziplinierung, pochen aber auch auf die Steigerung des Selbstbewußtseins und einer kommunikativen Sensibilität. Günter Wallraff verstieg sich in einem Interview zu der Aussage, er kenne keinen Faschisten,

³² KATRINE VON HUTTEN, kleine abhandlung über den sport, in: HEINZ KULAS (Hrsg.), Kämpfer im Dress. Deutsche Sporterzählungen. Wuppertal-Barmen 1969, S. 39–43, hier S. 42.

³³ Ebda, S. 41.

der läuft.³⁴ Dies scheint mir eine ähnlich naive Feststellung wie die Volksweisheit, daß böse Menschen keine Lieder haben – im Grunde ist auch dies nur eine Überhöhung (in diesem Fall eine politische) der Natürlichkeitsannahme.

Natur und Künstlichkeit – dies ist das eine Spannungsfeld. Gesundheit und Überschreitung des Zuträglichen ist ein zweites, das eng mit dem ersten zusammenhängt. Von der Gesundheit der neuen Körperkultur ist viel die Rede. Aber gerade die Aktiveren erleben vielfach eine Motivverschiebung von der Gesundheitspflege zum Ausreizen der eigenen Kraft und der eigenen Möglichkeiten, zum Überschreiten von Grenzen, zur Extremerfahrung.³⁵ »Lauf und Wahn« nannte Günter Herburger sein Buch über seine weltweiten Trainingsversuche im Marathonlauf, die ihn über die Grenzen der Gesundheit hinausführten, aber eben auch über die Grenzen der banalen Erfahrung.³⁶

Kein Zweifel, Sport ist ein wichtiger Ausgleich für unsere Generation von Büromenschen, Fernsehhockern, Technikabhängigen, Großstädtern. Aber es gibt auch die Faszination des Unausgeglichene(n), Extremen, die ein wenig in die Richtung weist, die Bertolt Brecht schon vor 60 Jahren eingeschlagen hatte: »Ich bin für den Sport«, schrieb er, »weil und solange er riskant (ungesund), unkultiviert (also nicht gesellschaftsfähig) und Selbstzweck ist.«³⁷

Gesellschaftsfähig freilich ist die neue Körperkultur! – sie hat den Parcours im Grunde auch längst zurückgelassen, hat nicht nur ihren eigenen Gerätepark, sondern auch ihre besonderen Inszenierungen entwickelt.³⁸ Die Fitness-Studios und ähnliche Kultstätten der Körperpflege haben inzwischen ein Ausmaß angenommen, das es verbietet, lediglich vom Spleen einiger Außenseiter auszugehen. Diese Anlagen sind in im Sinne einer Mode; sie bilden aber auch einen zentralen Bereich der der-

³⁴ Zitiert bei DIETER HOFFMANN, Leibes-Übung. Ein Streitbuch über die neuen Moden in der Körperkultur. Darmstadt und Neuwied 1984, S. 49.

³⁵ Vgl. ULRICH AUFMUTH, Risikosport und Identitätsbegehren, in: GERD HORTLEDER und GUNTER GEBAUER (Hrsg.), Sport – Eros – Tod. Frankfurt a. M. 1986, S. 188–215.

³⁶ GÜNTER HERBURGER, Lauf und Wahn. Darmstadt und Neuwied 1988.

³⁷ BERTOLT BRECHT, Die Krise des Sportes (1928), in: DERS., Gesammelte Werke, Bd. 20. Frankfurt a. M. 1967, S. 26–28, hier S. 28.

³⁸ Vgl. EVA APRAKU und STEPHAN NELLES, Körperkult. Reportagen. Frankfurt a. M. 1988.

zeitigen Sportkultur. Auch hier stößt man auf eine Paradoxie: Es ist viel die Rede von leistungsferner Körperkultur; die Rolle des Spielerischen, Tänzerischen und Musikalischen wird hervorgehoben. Aber auf der anderen Seite gibt es die Maschinen, die ganz auf die Steigerung der individuellen Leistung und Leistungsfähigkeit ausgerichtet sind; und auch in den weichen Formen der neuen Körperkultur stecken heimliche Disziplinierungsmechanismen. Darauf ist verschiedentlich hingewiesen worden – von Dieter Hoffmann etwa, der von »choreographischer Disziplinierung« spricht,³⁹ oder von Wolfgang Kaschuba, der meint, das Leitbild »Sportivität« könne »gewissermaßen als U-Boot vom Arbeits- in den Freizeitsektor geschickt und wieder zurückgeholt werden.«⁴⁰

Die neue Körperkultur ist integriert in unseren gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Bedingungsrahmen. Allein schon der rasche Wechsel der Geräte und Programme zeigt, daß hier Moden – und das heißt: konsumtions- und damit auch produktionsförderliche Mittel am Werk sind. Aber so naiv es wäre, zu übersehen, daß die Produktion Bedürfnisse schaffen kann – die Mode stieß und stößt auf subjektive Dispositionen, die sie begünstigen.

Zu den Formen der neuen Körperkultur gehört nicht nur, daß sie Mittel zur Verfügung stellt, die Leistungssteigerungen klar erfahrbar machen, also auch eine schnelle positive Rückmeldung zulassen;⁴¹ auch neue soziale Formen gehören zu der scheinbar so individualistisch ausgerichteten Tendenz.⁴² Es ist richtig, daß die neue Bewegung mit einer gewissen Abkehr vom Vereinssport zusammengeht. Das Angebot der kommerziellen Studios kann unmittelbar konsumiert werden ohne die beschwerlichen Lustprämien, die der Verein auferlegt⁴³ – in dem man ja doch ständig Gefahr läuft, Kassier oder Schriftführer zu werden, und wo man nach dem aktiven Sport die Vereinsgemeinschaft pflegen muß. All

³⁹ HOFFMANN, Leibes-Übung (wie Anm. 34), S. 33; vgl. auch S. 38 und 40.

⁴⁰ KASCHUBA, Sportivität (wie Anm. 31), S. 21.

⁴¹ APRAKU / NELLES, Körperkult (wie Anm. 38), S. 14.

⁴² Zur Dialektik von Individualismus und »Holismen« vgl. GUNTER GEBAUER, Zwischen Besitz und Gemeinschaft, in: DERS., Körper- und Einbildungskraft (wie Anm. 6), S. 195–215, hier S. 211. Daß »Wohlbefinden« immer privat und sozial bestimmt ist, hat Ommo Grupe schon vor über einem Jahrzehnt aufgeschlüsselt. Vgl. OMMO GRUPE, Leibeserziehung und Erziehung zum Wohlbefinden, in: Sportwissenschaft 6 (1976), S. 355–373.

⁴³ APRAKU / NELLES, Körperkult (wie Anm. 38), S. 30.

das, so wird gesagt, sei nichts für die selbstbewußten Individualisten im Studio.

Aber Kenner der Szene melden etwas Merkwürdiges: die Studios für Fitneß, Bodybuilding und ähnliches sind auch Kommunikationsbörsen, Szenerien für Bekanntschaft und Flirt; die Vitaminbar ist für viele nicht bloß Zugabe, sondern zentraler Handlungs- und Handelsplatz.⁴⁴ Das hieße, daß die neue Bewegung auf eine Linie einschwenkt, die von der Streckenführung des alten Vereinssports gar nicht so weit weg ist.

Dies heißt nicht, daß sich nichts geändert hätte. Aber Änderungen und Verschiebungen sind eben selten so radikal, daß nicht Verbindungen mit dem Vorausgehenden erhalten blieben. So falsch es ist, bei vermeintlich zeitlosen Mustern stehenzubleiben, so falsch ist es, absolute Neuheit zu unterstellen. Ganz neu sind die Dinge nur, wenn man ihre Geschichte und Vorgeschichte ignoriert.

Mit diesem Plädoyer für eine vorsichtige historische Analyse kehre ich an den Anfang zurück: Start und Ziel fallen zusammen. Das ist im Sport of wirklich so – und Ödön von Horvath hat, in seinen »Sportmärchen«, sogar eine kleine Geschichte daraus gemacht:

Manchmal plaudern Start und Ziel miteinander. Es sagt das Ziel: »Stände ich nicht hier – wärest Du ziellos!«

Und der Start sagt: »Das ist schon richtig; doch denke: wäre ich ziellos – was dann?«

»Das wäre mein Tod.«

Da lächelt der Start: »Jaja – so ist das Leben, Herr Vetter!«⁴⁵

Dem ist nichts hinzuzufügen.

⁴⁴ Ebda, S. 24.

⁴⁵ HORVATH, Sportmärchen (wie Anm. 28), S. 7.